

# SPIEGELWEG

Nr. 39

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1904

## Die Gärtnersfrau.

Von Cyriel Buysse. Autorisierte Uebersetzung aus dem Holländischen von Rhea Sternberg.

**M**ann Du die zweite, ich will die älteste nehmen, und den Jungen wollen wir Ihr lassen," sprach der Bruder zur Schwägerin, ohne Beeldekens Rat einzuhören. Und erst als die Schwägerin sich mit seinem Vorschlag einverstanden

Die Nachbarn und Freunde des Verstorbenen kamen mit einer Bahre, um den Toten abzuholen und nach dem Kirchhof zu bringen. Sie klopften an die Tür und traten still herein; es waren ihrer acht, die den Sarg abwechselnd auf den Schultern tragen wollten.

Und als das trostlos zusammengekauerte Beerdigen schluchzend bejaht hatte, führte der Bruder sie in die Schlafstube, wo sie unter scharrenden Schritten den Sarg emporhoben, um ihn draußen auf die Bahre zu setzen. Dann breiteten sie die Armen-



Aus Tirol. Nach dem Gemälde von J. Rabending.

(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

erklärt hatte, fragte er der Form wegen auch die Schwester, ob es nach ihrem Sinn sei.

Ein Geräusch von sich nähernden, gedämpften Schritten und Stimmen wurde hörbar, und vom fernen Kirchturm begannen die Glocken zu läuten.

Alle hatten sie ihre Sonntagsröcke angelegt, und die braunrot gebrannten einzeligen Gesichter waren frisch rasiert. Einer von ihnen tat die übliche Frage:

"Frauchen, ist es mit Ihrem Willen, daß die Leiche aus dem Haus kommt?"

Leichendecke darüber; sie war aus verblichem grünen Samt, mit einem verschossenen, goldenen Kreuz und Traufen verziert. Schwer hoben vier Männer die Last auf ihre Schultern und schritten damit über den knirschenden Kiesweg zum Schloßgitter,

gesegnet von dem Bruder, der Schwägerin und den anderen vier Männern, welche die ersten nachher ablösen sollten. Auch einige Nachbarsfrauen gingen mit, in lange, schwarze Mäntel gehüllt, das schwarze Gebetbuch mit dem kupfernen Schloss in den gefalteten Händen. Die Kinder, für diesen Tag zu einer Nachbarin gegeben, waren nicht zu sehen. Als der langsame Zug, hinter den hohen Bäumen hervortreteb, vom Schlosse aus in Sicht war, stand der Herr Baron gerade oben auf der Treppe, im Begriff, in das Haus zu gehen. Er wandte sich nun, und gewohnheitsgemäß zog er den Hut vor dem Sarge. Die Leute aber glaubten, daß er sie grüsse, und mit einem schenken, schrägen Blick nach dem Schlosse nahmen sie alle tief ihre Mützen ab. Der Baron bemerkte es nicht einmal, denn schon hatte er die Tür geöffnet und war in das Innere des Hauses getreten, während der Zug — ein kleines, schwarzes, trauerndes Häuslein Menschen — unter den hohen Bäumen an dem monumentalen Gitter entlang verschwand . . .

Nun mußte Beeldeken noch die traurigen letzten Entschlüsse ausschließen. Sie zog in die armeselige, baufällige, seit Jahren unbewohnte Hütte des Forstwärters am äußersten Ende des Parks und sollte sich dann auch gleich von ihren beiden Mädchen trennen. Die Kinder wußten bereits von ihrem Schicksal und saudeten sich schuell darelui; sie hatten noch keine rechte Vorstellung davon, wie traurig ihr Los war; sie wußten noch nicht, was es heißt, das Haus der Mutter zu verlassen. So folgten sie dieser eines Morgens ruhig und willig, nachdem sie mit vielen Küschen und Lieblosungen von dem kleinen Bruder Basselken Abschied genommen hatten.

Sie wurden von dem Opm und seiner Frau sehr freundlich empfangen. Aber ein unruhiges Leben herrschte in seinem Hause; lärmende Kinder, Gesellen und Burschen, Käufer gingen ein und aus, und Beeldeken hatte sogleich den Eindruck, daß ihre Neinbude hier viel zu arbeiten haben würde. Doch das hatte ihr Bruder ihr ja im voraus angekündigt, und sie war ihm trotzdem dankbar, daß er ihr diese Unterstützung gewährte. Nachdem sie alle zusammengen in der dunkeln, kleinen Küche Kaffee getrunken hatten, nahm sie ohne viele Tränen von ihrer ältesten Tochter Abschied, um die zweite, Leontine, zur Schwägerin zu bringen.

War es bei ihrem Bruder unruhig und laut, so schien dagegen hier eine behagliche Ruhe zu herrschen. Sie war Blätterin, und ihr ganzes Häuschen sah so nett und lustig aus, die kleinen Zimmer waren so hell, so reinlich und duftend von all dem frisch gewaschenen und geplätteten, glänzend weißen Linnen. Neben dem Hause des Bruders lag etwas ernst Schwerfälliges, womit Neinbude es mageres, ein wenig steifes Gesichtchen ganz gut harmonierte; und auch hier fühlte Beeldeken eine gewisse Übereinstimmung zwischen dem frischen Weiß und dem sonnigen Lachen des blonden Leontine mit den hellblauen, strahlenden Augen. Auch von ihrem zweiten Kinde nahm sie ohne große Mühseligkeit Abschied, und einsam kehrte sie in der Abenddämmerung zurück in ihre armeselige Hütte am Waldrande, wo sie fortan mit Basselken allein hausen sollte.

Schwer konnte sie sich zuerst daran gewöhnen. Wie sie sich Nachts in dem entlegenen Häuschen fürchtete, wenn der Sturm heulend und klägend durch den Wald tobte und die mächtigen Bäume wie Stecken schüttelten; das waren so recht die Nächte für Verbrecher, für Wilddiebe und Mörder. Wenn der Abend hereinbrach, traute sie sich nicht mehr vor das Haus; ängstlich stand sie bei verschlossener Tür mit Basselken an dem vierteiligen, kleinen Fenster, blickte nach den schwankenden, schwarzen Tannenkronen und schaute der wilden Jagd der Wolken zu, die wie flüchtige Schatten den silbernen Mond bald verdeckten und bald wieder freigaben und das Firmament zu einem wilden Chaos machten. In solchen Stunden mußte sie beständig an ihren verstorbenen Mann denken, der nun im kühlen Grabe lag, an ihren Kummer und an den Tod. Erst nach einer langen, verzweifelten Zeit fühlte sie sich er-

geben mit dem Leben aus und flügte sich in das Unabänderliche.

Der Frühling war gekommen und mit ihm die erquickende Lebensfrische, der muntere Gesang der Vögel, die Herrlichkeit der ersten Blätter und Blüten. Und Beeldeken ging hinaus, um mit Spaten und Hacke das Stückchen Land zu bearbeiten, das zwischen dem Park und ihrer Hütte lag, und Basselken, ihr kleiner Liebling, half ihr dabei.

Sie hatte ihn so lieb, so lieb! Das war etwas, was sie jetzt zum ersten Mal so tief fühlte; etwas, was sie nicht mit Worten ausdrücken konnte. Ost liebste sie ihn, wie sie es nie mit einem ihrer anderen Kinder getan hatte, und wie es auch bei Leuten ihres Standes nicht der Brauch ist; sie küßte und herzte ihn leidenschaftlich, Tränen der Mühseligkeit in den Augen, als wolle sie ihn gegen unbekannte Gefahren beschützen, die ihn und damit auch sie bedrohen könnten. Und sie dachte dem Himmel, daß er sie vor weiterem Unheil bewahrt, daß das gewaltige, geschrückte Schloß ihr wenigstens ihn noch gelassen hatte.

Ihre größte Sorge war ihre materielle Lage. Sie hatte nun zwar freie Wohnung und ein Stückchen Land, auf dem sie ein wenig Kartoffeln und Gemüse pflanzte, aber das war auch so ziemlich alles. Ob und zu hatte sie ein paar Stunden des Tages bei dem neuen Gärtner oder bei dem Pächter der Wirtschaft das Unkraut anzusäubern; doch für die Dauer genügte diese geringe Einnahme nicht für ihren und Basselkens Unterhalt.

Sie war also sehr erfreut, als der Pächter des Meterhofes sie eines Morgens fragte, ob sie ihm ihren Jungen nicht als Kindheit geben wolle; er sollte monatlich 8 Fr. verdienen und bei ihr im Hause bleiben. Sie mußte ihn dann allerdings aus der Schule nehmen, die er nun schon besuchte; aber das betrachtete sie als ein geringes Hindernis, umso mehr, als es ja nur während der Sommermonate war. So gab sie gern ihre Zustimmung, und schon am nächsten Morgen trieb Basselken die schönen, buntfleckigen Kühe auf die Weide hinter dem Tannenwald. Gerührt und auch ein wenig ängstlich kam Beeldeken, um nach ihm zu sehen.

„Bist auch nicht bange, Junge?“ fragte sie halb lachend und doch mit Tränen der Mühseligkeit in den Augen.

„Aber gar nicht, Mutter,“ antwortete das Bürschchen freudestrahlend und dreist mit leuchtenden Blicken. Wie ein Zwerg unter riesen stand er neben den ruhig grasenden Kühen, ließ hoch über ihrem bunten Rücken seine lange Peitsche knallen und sang übermütig die Hirtenweise mit dem weithin schallenden Alahoel! Alahoel! Alahoel! Wie ein Echo gaben es aus einiger Ferne andere Hirten zurück.

Da lachte die Mutter beruhigt und behauppte stolz. Wie flink und geschickt ihr Junge war, als ob er dieses Amt schon seit Jahren ausübe. Und sie ging am sonnigen Waldrande ein Stück mit ihm entlang in der durchdringenden Milch- und Moschusluft, welche die friedlichen Tiere ausströmten. Die guten, von langen, weißen Wimpern beschatteten Augen halb geschlossen, graften sie mit der langen, rauhen Zunge und der feuchten, stumpfen Schnauze die kurzen, frisch betauten Grashalme, die flauschigen, runden, wilden Kleeblätter, die leuchtend weißen Maßliebchen und die glänzend gelben Butterblümchen ab, indem sie ein eintöniges Geräusch verursachten, wie von einer rhythmisch sich bewegenden, nährenden Seele. Hin und wieder blickte die eine oder die andere für einen Moment empor, ohne ihr Kauen zu unterbrechen, sanft blökend, mit der Spitze ihrer rauhen Zunge die feuchte Nase beleckend oder mit einem trügen Wedeln ihrer langen Schwanzquaste die Fliegen von den Schenkeln fortjagend.

Von dem dunkeln Hintergrund des Waldes hoben sich die fastig goldgelben Streifen blühenden Klees und die in unabsehbare Fernen sich dehnenden, fruchtbaren Felder mit ihrem wechselvollen, leuchtenden Grün in lieblichem Farbenspiel ab. Zarte Frühlingsblüten erfüllten die Luft mit süßem Wohlgeruch und fröhlich schmetterten die Lerchen ihre lustigen Lieder zum strahlenden Himmelszelt empor.

\* \* \*

Nun war das Schloß auch wieder bewohnt. Die zahlreichen Familienmitglieder mit den vielen Kindern waren wieder da; aber auch von Fremden wimmelte es, die täglich in prächtigen Wagen kamen und gingen. Alle Augenblick erklang der Ruf der Glocke; galouerte Diener, Kutscher in Livree, Kammermädchen in schwarzen Kleider und weißen Schürzen eilten hin und her.

Beeldeken, die jetzt weit entfernt wohnte, merkte nicht mehr viel von all der Unruhe; aber trotzdem fühlte sie wieder, wie in früheren Sommern, eine unbestimmte, drückende Last auf ihrer Seele. Wieder meinte sie, nicht frei atmen und leben zu können; und die Furcht war mit einem seltsamen Metz der Neugier gemischt, wenn sie dachte, daß sie nun wohl etwas mehr von dem Schloß kennen lernen würde, da sie ja nach der Abmachung mit dem Herrn Baron vielleicht bald zur Arbeit hinzugezogen werden würde.

Das geschah denn auch. Eines Morgens sah sie eins der Mädchen vom Schlosse sich ihrer Hütte nähern, während sie, auf der feuchten Erde kauend, damit beschäftigt war, ihr kleines Kartoffelfeld vom Unkraut zu befreien. Als das Mädchen nahe genug war, um von ihr gehört zu werden, blieb sie am Rande des Feldes stehen, damit sie ihre zierlichen Schuhe nicht mit Erde beschmutze, und rief:

„Ellemiene, die gnädige Frau lädt Dir sagen, daß Du heute ins Schloß kommen mußt; wir haben ein großes Diner, und Du sollst abwaschen helfen!“

„Im Schloß?“ rief Beeldeken, die bei der Nachricht erschrak.

„Natürlich,“ lachte das Mädchen, „im Pfarrstall dünner sie nicht. Wirst Du kommen?“

„Ja,“ antwortete Beeldeken aufstehend.

Und schon war das Mädchen fort; sie hatte gar keine Bewegungen, und mit dem sorgfältig frisierten, blonde Haar, dem enganliegenden, schwarzen Kleid und der glänzend weißen Schürze erschien sie hübsch und elegant wie eine junge Dame.

Beeldeken ging sofort ins Haus, um andere Kleider anzuziehen; dann verriegelte sie ihre Tür und eilte nach dem Schloß. Aber ehe sie es erreicht hatte, begegnete sie unerwartet hinter einem Rhododen-dron-Gebüsch der ganzen erlauchten Schar der Familie und der Gäste, die in dem Park spazieren gingen. Erstrocken fuhr sie zusammen, grüßte schen, wurde feuerrot und schlug hastig einen kurzen Seitenweg ein; sie fühlte sich in ihrer Niedrigkeit völlig vernichtet von dem überwältigenden Anblick all der farbenprächtigen Toiletten. Mit einem großen Satz weg gelangte sie endlich an die Rückseite des Schlosses und war froh in dem Gedanken, daß sie doch um wenigstens nicht gleich ihrer Herrschaft unter die Augen zu treten brauchte.

„Sieh, sieh, da bist Du ja schon,“ rief ihr die Köchin von der Küchenschwelle aus entgegen. „Na, kommst gerad' zur Zeit, wir müssen essen; kommt nur 'rein.“

Schlichtern trat Beeldeken näher. O, was für eine schöne, große Kästchen! Und wie lecker es hier nach Saucen und Speisen roch! Welche Bequemlichkeit für alles! Was für ein herrlicher, greizer Herd! Und all die unzähligen, golden und silbernen glänzenden Töpfe, Schüsseln und Pfannen, wie sie noch nie gesehen hatte, und von deren Anwendung sie sich gar keine Vorstellung machen konnte! Vor Verwunderung und Ehrfurcht schlug sie die Hände zusammen.

„Das ist hier 'n Reichtum, was?“ rief die Köchin. „Na, setz' Dich man erst und trink 'n Gläschen Port, das macht Appetit.“

„Ach nein, nein, das wag' ich nicht, ich betrüge mich ja,“ antwortete Beeldeken, ängstlich das Glas zurückweisend, das die Köchin ihr einschenkte.

„Ach was, mußt Dich hier nicht genieren,“ drang die Köchin in sie und stellte das gefüllte Glas auf die Ecke eines großen, weißen Tisches neben Beeldeken.

„Aber ich bin sicher danach betrunken,“ sagte Beeldeken, indem sie nur wippte, „ich fühl' schon, es sitzt mir schon im Kopf.“

Das Mädchen lief zum Herb und schürzte das Feuer an. Lachend und scherzend kamen mit lauen Schritten der Kutscher und ein Diener herein.

"Ist alles fertig, Marie?" rief der erste, "wir haben Hunger." Dann sahen sie das Beeldeken und grüßten sie. "Ah, guten Tag, Eilemene, wie geht's; kommst auch mal her 'n bisschen holen?" Und ohne eine Antwort abzuwarten, ging der Kutscher zu den Schranken, in dem die Flasche Portwein stand, und schenkte sich hintereinander zwei große Glas voll ein. "Oho, oho! Bist wohl nicht recht geschickt!" rief die Köchin ihm drohend zu.

"Was, sollten wir nicht mal 'n Gläschen hinter die Blinde gießen?" scherzte er, und die Flasche dem Diener gebend, der seinem Beispiel folgte, rief er zur Köchin, schlang sie um ihren Arm um ihre Hülste und gab ihr einen schallenden Knuff.

Doch wütend stieß sie ihn fort, riss mit Gewalt dem Diener die Flasche aus der Hand und verschloss sie im Schrank.

"Wenn Ihr nicht vernünftig seid, bekommt Ihr gar nichts, das merkt Euch! Und nun Holla, seht Euch, wir wollen essen. Verdammt! ... muß ich erst wieder nach den Wädeln oben klüngeln! Holla Franz, Klüngel' mal! Wie sind sie zur Zeit da, die Fauleuzer!"

Beeldeken blieb stehen aus Angstlichen, erschrockenen Augen. Wie könnten sie es wagen, so laut und respektlos zu reden in diesem stolzen Schloss, wo ihr alles so gewaltig impunierte! Und plötzlich dachte sie mit tiefer Trauer an ihren kleinen Mann, der ja auch sein ganzes Leben lang solche tiefe Ehrfurcht vor dem Schlosse gehabt hatte wie sie.

Die Mädchens kamen herunter und setzten sich auf den Tisch. Und nun war Beeldeken noch mehr bestossen von dem groben Gesprächston und all dem Hässlichen, das sie miteinander redeten. Die Köchin war besonders boshaft, spitz und scharf gegen das blonde Haarsmädchen, welches Beeldeken am Morgen gerufen hatte, und dem der Kutscher augenscheinlich den Hof machte. Über vollends entsezt war sie, als die Leute über ihre Herrschaft und deren Gäste sprachen. Sie ward dunkelrot vor Schreck, konnte nicht weiter essen, so gut es auch schmeckte, und sah fortwährend angstvoll nach der Uhr, als ob sie jeden Augenblick fürchtete, den Herrn Baron oder die gnädige Frau Baronin in hellem Zorn auf der Schwelle erscheinen zu sehen. Die anderen bemerkten ihre Angst und lachten sie aus.

"Du bist wohl bange, was?" fragte der Kutscher.

"Ich hab' solche Angst, daß der Herr oder die gnädige Frau kommen kann," antwortete sie.

Da brachen sie alle in ein schallendes Lachen aus.

"Ah, das möcht' ich mal erleben," rief die Köchin, die Hände in die Hüften stützend.

"Die gnädige Frau kommt nie in die Küche," erklärte das blonde Mädelchen dem Beeldeken.

Aber diese war nicht zu beruhigen; sie konnte es nicht begreifen, daß eine gnädige Frau nie in ihre Küche kommen sollte.

Als sie mit dem Essen fertig waren, standen sie auf und gingen alle wieder an ihre Arbeit; auch Beeldeken wurde gleich ihr Platz am Abwaschstisch in der schönen, großen Nebenküche angewiesen.

Walb rief die Glocke zum Diner der Herrschaften, und nun begann in der Küche ein wüster Lärm; Teller und Gläser klirrten, hastige Schritte kamen und gingen, Flaschen wurden pfeifend entkorkt; Mädchens und Diener lachten und scherzten, immer mit gewagten Anspielungen auf die Herrschaften, und das hässliche Kläng ab und zu ein heiserer Ruf oder ein kurzer, verber Fluch der Köchin. Beeldeken stand zitternd an ihrem Abwaschstisch, ihre Wangen glühten von dem Gläschen Wein, das sie getrunken hatte, und von dem heißen Wasserdampf, der sie wie ein Nebel umhüllte. Sie war so aufgereggt, so erschrocken und entsezt, daß sie dem Weinen nahe war.

"Die Sorte kann essen, was? Ich wunder' mich bloß, daß sie nicht platzieren!" rief die Köchin, als sie ihr wieder einen Haufen Geschirr zum Abwaschen brachte. Und plötzlich zog sie Beeldeken am Ärmel:

"Komm mit, mußt Dir mal die Bande ansehen; sie sitzen halb nackt am Tisch!"

"Ah, wo denkst Du hin, das wag' ich nicht, das wag' ich nicht!" eiferte Beeldeken dagegen.

"Ja, ja; komm mir mit, komm, kommst sie sehen, ohne daß sie's merken." Und mit Gewalt

fast zog sie sie mit sich fort durch einen breiten, weiß marmorierten Gang nach dem großen, marmorierten Speisesaal voll Blumen und Blattspalten, von wo sie unbemerkt durch eine Glasstür in den Esssaal schen konnten. Sich ganz klein machen, sah das zitternde Beeldeken in dem prächtigen, hohen, großen Raum die langen, lebhaft schwabenden, bunten Kleider der Gäste an den märchenhaft geschmückten Tischen sitzen; die Herren alle in schwarzen Frack mit weißer Blinde, die Damen von Juwelien strahlend, die blonden oder dunklen, kunstvoll frisierten Köpfe mit Blumen geschmückt — aber nackt, nackt, nackt, die größere Hälfte des Oberkörpers nackt, mit bloßem Hals und bloßen Armen, mit bloßen Schultern und bloßem Rücken, alles nackt, leuchtend nackt, als hätten sie auf halbem Wege aufgehört sich anzuziehen.

"Ah, Herr Jesus, Herr Jesus! Die haben ja sehr Hemd an!" rief Beeldeken, und schlug entsezt die Hände zusammen. Und plötzlich rannte sie fort, vor Aufregung heftig schluchzend, während die Köchin in lautes Lachen ausbrach.

Sie hatte keine Ehrfurcht mehr vor dem Schlosse. Nun sie endlich wußte, was da hinter den stolzen Mauern und Türrn geschah, empfand sie eine furchtbare Enttäuschung, genauso mit einem Gesicht bitteren Verdrusses und Bedauerns, daß sie das alles nicht viel früher gewußt habe. O, wenn sie nun bedachte, daß darum ihr geliebter Mann gestorben war, gestorben, weil er für diese schamlos nackten Frauen und diese aufgedunsenen, dicke Männer sich über seine Kräfte gequält und geplagt hat; wenn sie daran dachte, daß man darum ihr ihre geliebten Kinder genommen, sie aus ihrem Hause vertrieben hatte — dann fühlte sie, wie grausam, wie hart und ungerecht das alles war. Sie waren die Opfer ihrer Ehrlichkeit und Ergebenheit geworden, sie waren unverdient gestraft worden für all ihre Güte und Bravheit, während die Diener, Knechte und Mägde hier, die ihre Herrschaft hinter ihrem Rücken verspotteten, beleidigten und bestohlen, in Wohlstand und Überfluss im Schlosse leben dursten. Sie haben niemals Respekt vor dem Schlosse gehabt, die beherrschten es durch ihren Hass und ihre heimliche Verachtung, durch ihre beständige, verstekte Feindseligkeit. Und das arme, schwache Beeldeken bekleidete ihren verwegenen Spott, ohne daß sie es wagte, es ihnen nachzumachen. Denn obgleich ihre Ehrfurcht geschwunden war, konnte sie sich doch von jener unbestimmten Furcht nicht frei machen, daß das mächtige Schloß ihr noch viel Kummer und Leid bringen könnte.

\* \* \*

Basielken war wie gewöhnlich mit seinen Kühen auf die Weide gegangen. Es war nun vollends Sommer geworden, alles grünte und blühte in voller Pracht; die Vögel jubilierten in den Bäumen; buntfarbige Schmetterlinge schwieben über süß duftenden Blumen; wie die Wellen eines wogenden Meeres neigten sich die schwanken Halme unter der Last der goldenen, schwer gefüllten Lehren, und das üppige Laub des dichten, tiefen Waldes spendete Schatten und Schutz gegen die Glut der Sonne. Wie schön das alles war, wie frisch und erquickend! Langsam und wohlgenut schlenkerte Basielken neben seinen Kühen einher; er hatte das schmutzig-graue Hemdchen auf der Brust offen gelassen; die fast weißen-blonden Haare und das braun gebräunte Gesicht schützte keine Mütze, die bloßen Füße kein Schuh. Doch helle Lebensfreude blitze aus seinen Augen, und in lustigen Tönen schmetterte er sie in die Welt hinaus. Er war des "Alahoe!" der Hirten müde geworden und hatte andere Klänge gefunden: den lieblichen Gesang der Lerche ahnte er nach, das Kreischen der Taubheit, das Krähen des Hahnes, das Schleichen der Senns, das Wellen des Hundes. Das letztere amüsierte ihn ganz besonders, denn sein Wollen pflegte regelmäßig von einem Hund beantwortet zu werden, den er dann stets bald hinter den Zweigen der Erlengebüsche gewahrte. Es war Bicky, eines der Hündchen vom Schloß, ein rot und weiß gefleckter Terrier, der auch heute wieder

mit Mademoiselle Isabelle, dem zarten Enkelkind des Barons, und dessen Gouvernante spazieren ging.

Da blickte sich Basielken einen Spaziergang an. Als er sie am Wiesengrund hinter den Erlen sich nähern sah, lauerte er sich schnell, vorsichtig und still unter die herabhängenden Zweige, und in dem Moment, als das Kind mit dem Grünlein und dem Hund vorbeikam, sprang er plötzlich bestend und wie ein Hund auf allen Vieren laufend hervor. Das Kind und die Gouvernante fuhren erschrocken zur Seite, während Bicky mit wildem Gefäß auf ihn losstürmte. Das kleine Mädchen aber stöhnte wie besessen, heulend und schreiend, als habe man einen Maulwurfschlund gegen es verstoßen, nach dem Schloß zurück, gefolgt von der Gouvernante, die sich verzweigt bemühte, es einzuhören. Der Terrier lief ihnen nach, und starr vor Angst, Tränen in den Augen, stand Basielken allein auf der Wiese bei den Kühen, die ruhig weiter grasten und kaum einmal aufgebaut hatten . . .

Beeldeken war auf ihrem Stückchen Acker bei der Arbeit, als sie, mechanisch aufschauend, den Baron auf sich zukommen sah. Ein instinktiver Schreck bemächtigte sich ihrer, denn er kam niemals hierher; und als sie mit dem schlichteren, flüchtigen Willen, den sie auf ihn zu werfen gewagt hatte, bewirkte, wie rot und wütend er aussah, war sie vollends betroffen. Er ging so schnell, wie es sein schwungsvoller, steifer Körper erlaubte, bei jedem Schritt den stützenden Stock in die Erde stammend, und während das entsetzte Beeldeken sich noch fragte, ob sie es wirklich war, die er in seinem Born suchte, hörte sie plötzlich seine rauhe Stimme:

"He, komm mal her, Du!" und unbeweglich stand er auf dem Grasweg, sie gebieterisch mit seinem Stock herbeiwinkend. (Gesetz folgt.)



## Elektrische Grubenförderung.

Von Georg Burchard.

(Sachsp.)

Unter Wechselstrom versteht man einen elektrischen Strom, der fortwährend seine Strömungsrichtung ändert, in der Sekunde durchschnittlich 100 mal. Besonders findet dieser Wechselstrom als sogenannter Drehstrom Verwendung und besteht dann aus drei Teilstromen, die in eigentümlicher, hier nicht näher zu erörternder Weise miteinander verbunden sind. Mit Drehstrom kann man in ausgezeichnetester Weise Energie auf große Entfernungen übertragen. Elektrischer Strom, der immer in derselben Richtung fließt, heißt Gleichstrom.

Nach diesen etwas eingehenden Betrachtungen kann die elektrische Grubenförderung in ihren Einzelheiten genau beschrieben werden. Die elektrische Spannung wird auf der Grube in einer Zentrale erzeugt, worin sich eine oder mehrere Dynamomaschinen befinden, die in der Regel von großen Dampfmaschinen angetrieben werden. Von den Dynamomaschinen führen Leitungen aus Kupferdraht zu dem Schacht, über dem die Fördermaschine aufgestellt ist. Diese ist jetzt so gebaut, daß die Achse der Treibscheibe direkt mit der Achse des Elektromotors gekuppelt ist, ohne jede Zahnrads- oder Ketteneübertragung. Die zur Verfügung stehende Spannung, die sogenannte Nebenspannung, darf aber dem Motor, falls es sich um Gleichstrom handelt, nicht so ohne Weiteres zugeführt werden. Würde man die Spannung direkt an die Bürsten des anzulassenden Motors legen, so entstände plötzlich in den Ankerrädern ein überaus starker Strom, da der Widerstand, den die Ankerrückung moderner Motoren dem Strom bietet, nur sehr klein ist. Durch den starken Strom würden die Ankerräder glühend werden, was natürlich gleichbedeutend ist mit einer Zerstörung des Motors. Um den starken Stromstoß beim Anlassen des Motors zu vermeiden, muß man Widerstände einschalten, die die elektrische Spannung abbrosseln. Wenn der Motor sich einmal in Gang gesetzt hat und mit einer gewissen Tourenzahl läuft, ist ein Durchbrechen der Ankerräder nicht mehr zu befürchten; er wirkt dann nämlich

genau wie eine Dynamomaschine und erzeugt selbst eine Gegen Spannung, die die von dem Netz aufgepreste Spannung zum Teil ausbalanciert. Der Vorgang beim Anlassen des Motors ist also der, daß der Maschinen erst seinen Anlaufwiderstand vollständig eingeschaltet hat, ihn dann aber mit steigender Tourenzahl des Motors langsam ausschaltet, so daß schließlich dem Motor die volle Netzspannung aufgeprest wird. Ausgefertigt werden die Anlaufwiderstände aus Drahtspulen eines schlecht leitenden Metalls, oder aus Metallplatten, die allmählich in ein mit einer leitenden Flüssigkeit angefülltes Gefäß eingetaucht werden. Mit diesen Anlassern hat man den Motor vollkommen in der Gewalt und kann auch seine Tourenzahl damit regeln. Freilich geschieht die Regulierung der Tourenzahl noch besser durch einen Widerstand, der den um die Feldmagnete fließenden Strom beeinflusst. Der Motor läuft nämlich um so schneller, je schwächer der Magnetismus seiner Feldmagnete wird.

Die Schalteinrichtungen bringen natürlich in die Anlage einer Fördermaschine mit Elektromotorantrieb eine gewisse Komplikation hinein. Aber nicht nur das; durch das Anlassen des Motors mit Vorschaltwiderständen tritt auch eine starke Energievergeudung auf. Die Spannungsabfosselung ist nämlich nichts anderes als Umwandlung der elektrischen Energie in Wärme: Durch den Strom werden die Widerstände stark erhitzt. Um diesen Verlust zu vermeiden, der gerade bei einer Förderanlage überaus empfindlich wird, da er hier so oft auftritt, hat man stureiche Schaltungen erfunden und ausgeführt. Man reguliert die Motoren nicht durch Energie verzehrende Widerstände, sondern durch eine Gegen Spannung, die von einer kleinen Dynamomaschine, der sogenannten Anlaufmaschine, geliefert wird. Die Spannung dieser Anlaufmaschine ist in weiten Grenzen veränderlich und kann so eingeregelt werden, daß sie genau die von dem Netz gelieferte Spannung ausbalanziert. Da sie vor dem Fördermotor geschaltet ist, bekommt der in diesem Falle überhaupt keine Spannung aufgeprest, steht also still. Soll der Motor angelassen werden, so wird die Gegen Spannung der Anlaufmaschine herabreguliert, die Netzspannung bekommt das Übergewicht und sendet nunmehr einen Strom durch den Anker des Motors. Das Anlassen geschieht also in durchaus ökonomischer Weise, denn Verluste durch Erwärmung irgendwelcher Widerstände finden nicht statt. Man ging aber noch weiter in der ökonomischen Verbesserung. Wie schon bei der Beschreibung des Dampfförderersystems hervorgehoben wurde, sind die Schwankungen im Arbeitsbedarfe der Förderanlage sehr groß; die Belastung der Zentrale wird deshalb bei elektrischem Betriebe auch eine sehr unruhige. Dies ist aber sehr ungünstig für den Dampfverbrauch der Hauptdampfmaschinen, genau wie beim reinen Dampfförderbetrieb. In jüngster Zeit ist es nun gelungen, auf billige und sichere Weise einen fast vollkommenen Belastungsausgleich für elektrisch betriebene Fördermaschinen zu erreichen: Das Mittel dafür besteht in schweren, schnelllaufenden Schwungraden, die es ermöglichen, Tausende von Pferdekräften in sich aufzuspeichern.

Dieser Schwungradausgleich wird in einer der jetzt gebräuchlichsten Anordnungen folgendermaßen ausgeführt: Die Netzspannung wird einem Motor aufgeprest, der ständig läuft; mit diesem Motor ist eine Dynamomaschine gekuppelt und zwischen beiden sitzt auf der gemeinschaftlichen Achse ein schweres Schwungrad. Die Spannung der Dynamomaschine kann in weiten Grenzen reguliert werden und wird dem Fördermotor zugeführt. Der Antriebsmotor der Dynamomaschine ist ein Drehstrommotor; der hat die Eigentümlichkeit, langsamer zu laufen, wenn er belastet wird. Der Vorgang der Förderung spielt sich nun in folgender Weise ab: Es sei gerade die Zeit einer Hubpanne. Der Fördermotor steht still, die ihn speisende Dynamomaschine und damit der Antriebsmotor hat keine Arbeit zu leisten, deshalb wird die Tourenzahl des Antriebsmotors entsprechend seiner Eigenschaft als Drehstrommotor zunehmen. Das zwischen Dynamomaschine und Motor

stehende Schwungrad muß natürlich mit schneller laufen und es speichert sich dadurch grosse Energie Mengen in ihm auf. Nun werde der Fördermotor angelassen, d. h., es werde die ihn speisende Dynamomaschine auf Spannung gebracht. Der Motor fängt an zu laufen, die Dynamomaschine und ihr Antriebsmotor werden dadurch belastet und die Tourenzahl des Antriebsmotors sinkt. Das ist aber nur möglich, wenn die Tourenzahl des Schwungrades ebenfalls sinkt. Dies geschieht und ist gleichbedeutend mit einer Energieabgabe des Schwungrades. Mit anderen Worten: Es tritt eine starke elektrische Bremsung des Schwungrades ein. Die abgebremste Energie geht aber nicht verloren, sondern wird im Gegentheil zu nützlicher Arbeit verwandelt. Sie verwandelt sich in der Dynamomaschine in elektrische Energie und treibt als solche den Fördermotor an. Dieser Prozess dauert während der ganzen Förderung. Ist die Förderung vollendet, dann ist die Tourenzahl des Drehstrommotors und des Schwungrades ungefähr um 20 p. J. gesunken. Das Spiel beginnt jetzt von neuem; der Motor wird entlastet und treibt das Schwungrad wieder bis zum Maximum seiner Tourenzahl in die Höhe, große Energie Mengen darin aufspeichernd.

Auf diese Weise erreicht man einen außerordentlich gleichmäßigen Stromverbrauch in der Zentrale; alle Stöze werden vermieden und der Strommesser, das Amprometer, zeigt nur sanfte Schwankungen.

Das so flüssige System des Schwungradausgleiches ist das Igner'sche; es wird augenblicklich von den meisten Großfirmen der Elektrotechnik angewandt. Auf der Zeche Zollern II der Gelsenkirchner Bergwerksaktiengesellschaft befindet sich seit einiger Zeit eine nach diesem System gebaute Förderanlage im Betriebe. Der Fördermotor braucht dort beim Anfahren im Maximum 1700 Ampere Strom, das Netz dagegen ist fast gleichmäßig mit einem Stromverbrauch von nur 400 Ampere belastet. Die Förderung geschieht aus einer Tiefe von 300 Metern mit einer Geschwindigkeit von 10 Metern pro Sekunde; die Nutzlast beträgt 4200 Kilogramm. Das Ausgleichsschwungrad hat einen Durchmesser von 4 Metern und läuft mit einer Tourenzahl von 350 Umdrehungen in der Minute. Es ist aus Stahlguß angefertigt und wiegt 4 Tonnen. Von der darin bei voller Tourenzahl aufgespeicherten Energie kann man sich einen Begriff machen, wenn man hört, daß es im stande ist, selbsttätig zwei Förderzüge zu machen, ohne daß dem Antriebsmotor Strom zugeführt wird. Läßt man es frei auslaufen, so gebraucht es zwei Stunden, um zur Ruhe zu kommen. Zu bemerken wäre noch, daß auf der Zeche Zollern II zur Speisung des Antriebsmotors ausnahmsweise Gleichstrom von 500 Volt Spannung benutzt wird, und daß man den Drehmoment des Gleichstrommotors durch eine besondere automatische Schaltvorrichtung hervorbringt.

Die Steuerung einer Igner-Fördermaschine ist sehr einfach; der Maschinist hat mit einem einzigen Hebel die Bewegung des Förderkorbes vollkommen in der Gewalt. Dieser Hebel betätigt den Regulierwiderstand der Anlaufdynamomaschine, beeinflußt also ihre Spannung; der Stellung des Hebels entspricht demnach eine bestimmte Spannung der Anlaufdynamomaschine und damit eine bestimmte Tourenzahl des Fördermotors. So kann auch eine kräftige Bremsung der Fahrt bewirkt werden, nämlich dadurch, daß der Hebel an eine Stelle gerückt wird, die einer geringeren Geschwindigkeit entspricht, als sie der Förderkorb augenblicklich hat. Zum endgültigen Festbremsen der Treibscheibe ist außerdem noch eine Luftdruckbremse vorhanden. Auch gegen das Überbremsen des Förderkorbes über die Hängebank gewährt die Anordnung beste Sicherheit, da der Schalt Hebel automatisch in die Stellung für die Geschwindigkeit 0 gerückt wird, falls der Maschinist vergessen sollte, dies zur rechten Zeit zu tun.

Außer dem Igner'schen gibt es noch verschiedene andere Systeme der elektrischen Grubenförderung. Das Igner'sche ist aber das modernste und hat wohl auch die größte Zukunft. Denn es erfüllt zwei Kardinalforderungen des modernen Maschinenbaues: Schnellbetrieb und höchste Dekonome. —

## Die technischen Leistungen der Tiere.

Von Curt Grotewitz.

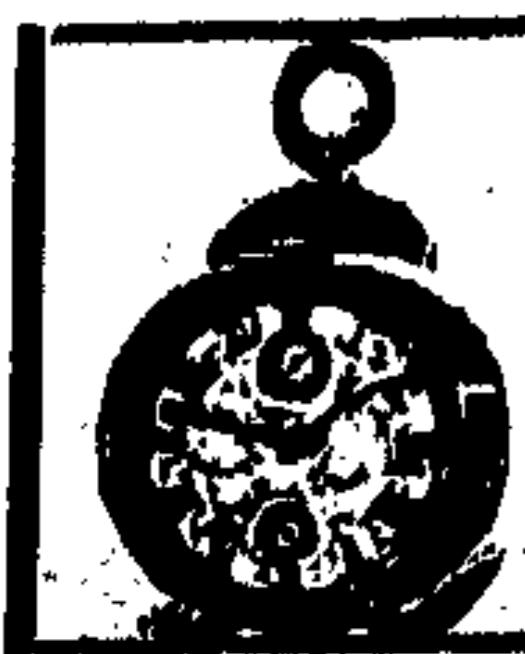
Eine große tremmende Kunst hat die Erde für den Menschen zwischen das Tier gesetzt und den Herrn der Schöpfung. Tiere waren harmlose Zeiten möchten allerdings bei einem unbefangenen Vergleich viel Tierhaftigkeit in dem sprachbegabten Erdensohne finden, und alte Völker sahen gar so viel Verwandtschaft zwischen dem Menschen und vernunftlosen Wesen, daß sie meinten, die Seele des ersten könne nach dem Tode in irgendein Tier überspringen, um da ihr Erdenleben in aller Freiheit weiter zu spinnen. Das ist nun lange her. Der Mensch besann sich auf seine Würde und legte fernherhin alles Tierliche ab. Er versuchte es wenigstens, gehörte kein Fleisch, sperrte sich in abgelegenen Stiften von dem Viehbestriebe ab, fastete und warf auf alles, was Tier und Mensch gemein am haben, den Pfosten des Verachtlichen. Mensch und Tier waren nun geschieben wie Gold und Blei, kein Übergang, kein Band vereinte die beiden.

Aber gerade als die spezifische Menschenvielfalt am höchsten gestiegen war und am weitesten vom Tier entfernt zu sein wünschte, da kam ein höherer Fall. Um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts war es etwa, da wurde dem Menschen klar, daß er nicht der Mittelpunkt der Welt, sondern nur ein Produkt der Erde sei neben anderen Produkten. Ein Tier war er geworden neben anderen Tieren. Die Erkenntnis war schmerzlich, aber sie wäre schmerzlicher gewesen, wenn nicht um dieselbe Zeit der Mensch die tatsächliche Herrschaft über die Erde und über die Tiere der Erde in unerhörter Weise vergrößert hätte. Vorher hatte er sich in seiner Phantasie eine besondere Welt nach seinen Wünschen zurecht geträumt, jetzt begann er die Fäden seiner realen Macht über die ganze Erde, in gewisser Weise über die ganze Welt auszuspannen. Mit Hilfe einer größeren Naturerkundung brachte er die Technik auf eine stimmungsvolle Höhe. Er baute sich eine immense Menge von künstlichen Organen und Werkzeugen, mit denen er alle Schätze der Natur zu erschließen und die Grenzen von Raum und Zeit zu überwinden vermochte. In Wirklichkeit entfernte er sich also gerade in dem Zeitpunkte am meisten vom Tiere, als er vom Standpunkte der Wissenschaft ihm am nächsten rückte.

Aber die Brücke war jetzt doch gefunden. Und gerade die Technik, die den Menschen jetzt mehr als in früheren Zeiten zum Herrn der Erde machte, setzte ihn auch in den Stand, die Tierwelt aller Zonen und aller Zeiten viel genauer als früher kennen zu lernen und so Entwicklungsstufen für alles Lebende festzustellen. Entwicklung heißt das Zauberwort, daß das unterste Wesen mit dem höchsten verbunden. Nur gradweise, nicht prinzipiell unterscheidet sich der Mensch vom Tiere. Die intellektuellen und moralischen Eigenarten des Menschen, ja selbst die Technik, die in ihrer gewaltigen Entwicklung die Gegenwart charakterisiert, finden sich bereits beim Tiere. Noch bevor die menschliche Technik jenen gewaltigen Aufschwung erreicht hatte, in dem man das Tier in mancher Beziehung sogar technisch dem Menschen für überlegen hielte. Gewisse Arbeiten der Tiere kommen an Kunstschnelligkeit, an Kraft und Zweckmäßigkeit dem Menschen geradezu als Vorbild dienen. Aber auch jetzt noch ist es äußerst interessant, das technische Können der Tiere zu verfolgen und so eine Verbindung zwischen Tier und menschlichen Leistungen hergestellt zu sehen.

Auf der alleruntersten Stufe der Menschheit, beim Menschen der ältesten Steinzeit, finden wir vollständig rohe Stein- und Knochenwerkzeuge. Wahrscheinlich war es im Anfang ein Stein oder ein Stück Holz, das der Mensch als Waffe gegen seine Feinde gebrauchte. Auch das Tier hat jene erste Stufe der Technik schon beschritten. Werkzeuge zu gebrauchen, ist keine spezifisch menschliche Eigentümlichkeit. Der Mensch besitzt zwar auch sehr komplizierte und sinnreiche Werkzeuge, aber diese lassen sich doch alle auf einfache zurückführen. Nach





#### Gold- u. Silberwaren

Wacker-Uhren m. Abständer v. M. 1,50 an  
Nick.-Röm.-Uhr, 30 St., Werke, M. 8,25 „  
Zehl silb. Remont.-Uhren v. M. 8,90 „  
Zehl silb. Damen-Uhren v. M. 6,75 „  
Zehl gold. Damenhaarsketten  
mit Schieber, 130 cm lang v. K. 12,50 „  
Versand gegen Nachnahme oder vorherige Einweisung d. Betragen. Risiko ausgeschloßt, dabei Nichtigfall. Gold retour.  
Uhren aller Art

#### Julius Busse

Berlin O. 10, Grunstr. 8/8K.  
Ralph Illustr. Katalog über alle Arten v. Uhren, Ketten, Gold-, Silber-, Nickel- u. Bronzwaren, optischen Instrumenten, photograph. Apparaten, Musikwerken, Leder- und Stahlwaren, Uhren-Fournitures und Werkzeug, gratis u. franko.

#### Optische Artikel

Echte goldene Ringe . . . v. M. 1,20 an  
Kaffeeserv., vernickl., 4 teil., v. M. 8,20 „  
Tafelaufsätze, versilbert v. M. 2,40 „  
Photographie-Albums . . . v. M. 1, „  
Musik-Instrumente m. Platt., v. M. 8,00 „  
Operngläser mit Etui . . . v. M. 3,50 „  
Wirklich billige u. anerkannt reelle Bezugsquelle für Wiederverkäufer, Urmacher und Händler.

Photogr. Apparate

#### Händler und Hausrat

verlangt Preisliste üb. Kurz-, Band-, Leders. u. Stahlwaren, Gittern u. alle einflieg. Artikel von **Wilhelm Sonnenberg** (Gmb. B. Rosenstein), Hamburg, 1. Große Neumarkt 24, Spezial-Groß-Geschäft nur für Händler, Hausrat u. Marktstehende. Versand überallhin gegen Nachnahme.

D. R. G. M. 180883.  
  
m. Selbststernsch., gleich Künsterinst., la. Messingpl., 40 ecce, trast. Kling. Deckplat. S. Spiel. v. Stab., Tisch., Märch., Dose ic. f. geschn. m. dgl. runderb. Tricht. u. Knauf. Etag. Fabrik., bah. n. K. 25 frei i. Haus. Kaufende bereits versandt. Güter, Kat. mit 2000 Abb.; üb. a. Wiss. Inst. gr. u. fr. Franz E. Glass, Untersachsenberg 1. S. No. 8.

Fabrikmarke

## 30 Tage zur Probe

versenden wir, um jedermann Gelegenheit zu geben, sich von der Güte unserer Waren zu überzeugen, unser **Silberstahl-Rasermesser** No. 80, sein kohl geschliffen, fertig zum Gebrauch, mit Etui pro Stück M. 1,50 unter fünfjähriger Garantie. Besteller verpflichtet sich, den Betrag binnen 30 Tagen einzuzahlen, das Messer restourzusenden. Also kein Risiko! Mehr als ein Stück versenden wir nur unter Nachnahme. — Namen in Goldschrift pro Stück 10  $\frac{1}{4}$  mehr. **Umsonst** und portofrei versenden wir unser Hauptpreiskatalog, neueste Ausgabe mit ca. 2000 Abbildungen über Stahlwaren, Lederwaren, Gol. und Silberwaren.

Rothkäppchen

„Grüsse.“



Pfeifen, Sensen, Haushaltungsartikel sowie viele Neuheiten. Gebr. Wolfertz, Stahlwarenfabrik, Wald b. Solingen No. 20.

## GROSSE BETTEN MATRATZEN

BETTSTELLEN 12 MARK

(Oberbett, Unterbett, Kissen und Pfütze mit garantiert neuen Federn gefüllt. In besserer Ausführung M. 18 u. 20, dsgl. zwischäfig M. 18, 22, 29) **Holzbettstelle** wie obige mit Matratze und Bettlaken, zwischäfig M. 20, zwischäfig M. 25. Versand bei freier Wwp. geg. Nachnahme. Umtausch oder Rücksendung gestattet. **Ungarische Bettfedern- und Betten-Fabrik in Hamburg N. 3.** Preisliste frei! Ruhre. Nachbestellung.

Alle sanitären Bedarfsartikel. Philipp Rumpler, Frankfurt a. M. 64. Katalog gratis gegen 10  $\frac{1}{4}$  Porto.

Direkt von der Fabrik. **Lyra-Räder** (Modell 1904)

sind anerkannt die besten u. billigsten. **Volle Garantie.** Probessendung bereitwilligst. Starke Tourenmaschinen **6250** Schnellige Holzbrenner v. M. 6250 an

Pneumatiks mit Garantie. Laufdecken, & M. 5, prima 6,25. Luftsäcke m. Ventil & M. 3,25, prima 3,50.

Pneumatik ohne Garantie. Laufdecken M. 4,25. Luftsäcke M. 2,75. Vertreter gesucht. Preisliste gratis. Richard Ladewig, Prenzlau No. 59.

**Grosse Heiterkeit!** erzielen Sie mit unsr. Scherzartikeln. Preliste gratis u. fr. Rudolf Langer & Co. Weinböhla 68 bei Dresden.

**BUCH DER WUNDER** erden jeder auf Verlangen gratis. **Hypnot. Spiritismus** übernatürliche Dinge. FICKER'S VERLAG, LEIPZIG 9.

**Musik-Instrumente-Saiten** Vorbereitete Bezugsquelle direkt vom Catalog. Gustav Kreinberg Markneukirchen S. 47

**Lesen bringt Gewinn!** Gratis u. franco erhält jedermann meine neuest. Prospekte üb. hochinteressante, lehrreiche und nützliche Bücher. Rüttieren Sie eine Anfrage! Max Wendel, Verfandsbuchhandl., Dresden R. 8.

bitten wir, bei Anfragen, Bestellungen von Preislisten und bei Aufträgen stets auf die „Neue Welt“ Bezug nehmen zu wollen.

## Gratis.

und franko versenden wir unsre reich illustrierten Preislisten über alle Arten chirurgischer, sanitärer und Bandagen-Artikel. Josef Maas & Co. Berlin 120, Oranienstr. 10.

**Wundervolle Büste** erh. Sie nur durch „Ambrasia“, in 8 Wochen. B. 19 Wfd. Burchm., Kart. M. 2,50 fr., II Kart. M. 0,50 Haufe, Berlin 38, Röpentalerstr. 201.

## Hygienische

**Bedarfs-Artikel** Bekannter illustrierter Catalog mit ärztlichen Empfehlungen gegen 50 Pfennig. Brief Sanitätshaus „Aesculap“, Frankfurt a/M. 47

**Wilhelm Kruse** Markneukirchen Nr. 418 **Größe** Vorfälle bei direktem Bezug. Haupt-Katalog fr.

**Die geschätzten Leser** bitten wir, bei Anfragen, Bestellungen von Preislisten und bei Aufträgen stets auf die „Neue Welt“ Bezug nehmen zu wollen.

„Neue Welt“ Abteilung für Anzeigen.

**Bei Magerkeit** Schöne Körperform, lipp. voll. Figur verwendet man **FIB** (ges. unsr. Kraftpulver) in grosser gold. Medaille, Ehrendiplome etc. Bis 30 Pfd. Zunahme i. za. 6 Wochen. Streng reell u. garant. unschädlich, auch für Kinder. Paket M. 2 gegen Postanweisung od. Nachnahme. Nur alleine rechzu bezahlen v. Wallbrecht & Co., Hygen. Institut Berlin 285, Karlebadstr. 21.

**Billigste Bezugsquelle für Stühle u. Tische** Dieser Stuhl in all. Farben M. 3. Richard Katz Berlin, Kaiser Franz. Grenadierplatz 3b.

**Gegen nur 2 Mk.** Monatzahlung versende ich überallhin anerkannt vorzügliche **Musikwerke** selbstspielend und zum Drehen von 18 Mk. an. Reelle schriftl. Garantie. Friedrich Riebe, Breslau 170 Illustrirt. Preliste kostenfrei.

**Billige böhmische Bettfedern!** 10 % neue geschlissene M. 8, bessere M. 10, weisse daunenw. M. 16, M. 20, schnew. daunenweiche M. 25, M. 30. Versand franko, zollfrei, per Nachnahme. Umtausch- und Rücknahme geg. Portovergütung gestattet. Benedikt Sachsel, Lobes 311, Post Pilsen, Böhmen.

## Wenn Sie bartlos sind

und sich in Urzester Zeit einen schnidigen Schnurrbart wünschen, so kann Ihnen einen Versuch mit weltherrlichem Bartwuchsmittei Cavalier nur angelehnlich empfehlen. Vorwährend erhalte ich unangefordert die wärmsten Dankesbriefe; in fast allen Ländern der Erde kennt man die Vorzüglich. meines Cavalier. Von kleinen Küsten Australien Amerika und allen Ländern Europas erhalten ich immerfort Bestellungen. Kein Concurrenten kann sich rühmen auch nur annähernd gleiche Erfolge erzielt zu haben. Trotz der Vor- glücklichst melns Mittels zahl ich bei Nichterfolg das Geld zurück. Garantiechein legt sehr Gewissheit.

Ich demjenigen sofort in Bar ber mir auch nur einen einzigen Fall nachweist, in dem ich mich mindestens zweifelhaft geweigert hätte bei Nichterfolg das Geld zurück zu ziehen oder umständliche Beweise verlangt hätte. Dieselbe Chancheit, die in meinem Geschäft Grünbach ist, setze ich auch bei meinen Bestellern voraus. Der Preis beträgt: Größe I, 5 Mrk. Größe II, 8 Mrk. Größe III, 8 Mrk. III ist besser und schneller in Wirkung als II, und II wieder besser als I. Verlangt nur gegen Nachnahme oder Voraussendung des Geldes. Ausland nur gegen Vorauszahlung. Vorlos exira, bei 2 Dosen portofrei, bei 8 Dosen eine vierte umsonst.

### Einige Auszüge aus Anmerkungen:

Habe nach Gebrauch Ihres Cavalier ein. schönl. Schnurrbart bekom. Meine Kollegen haben mich bewundert als Sie mich nach 8 Tagen sahen. A. G., Augsburg.

Ihr Cavalier hat bei mir sehr gut gewirkt. S. S. Moskow.

Ich habe schon in 8 Wochen ein. schönl. Schnurrbart erzeugt. W. M. Witten.

Ich habe vor 10 Tagen eine Dose Cavalier erhalten und schon einen starken Schnurrbart bekommen. S. M. Schmelzenhof.

Man lässt sich daher durch keine Anpreisungen betören und bestelle nur bei Heinrich Küppers Nachf., Köln a. Rhine No. 328

Verfandsbau in osmat. Präparaten Seifen u. Parfümerien aller Art.

## Billigste Lose der ganzen Welt!

Durch Reichsgesetz vom 8. Juni 1871, Reichsgesetzblatt No. 210 für das ganze Deutsche Reich, wozu alle Bundesstaaten gehören, also auch für Baden, Bayern, Braunschweig, Hessen, Preußen, Sachsen, Thüringen, Württemberg etc. zu spielen erlaubt — demnach nirgends verbogene, mit Deutschem Reichsstempel versehene

## Ottom. Staats-Eisenbahnllose

Jährlich 6 Ziehungen mit abwechselnden Haupttreffern

**3 × 600 000 und 3 × 300 000 Frs.**

Nur bare Geldgewinne! Auszahlung in Gold ohne Abzug!

**Keine Ratenlose! Nächste Ziehung: 1. Oktober a. c. Keine Serienlose!**

Verlangen Sie umgehend Prospekt durch

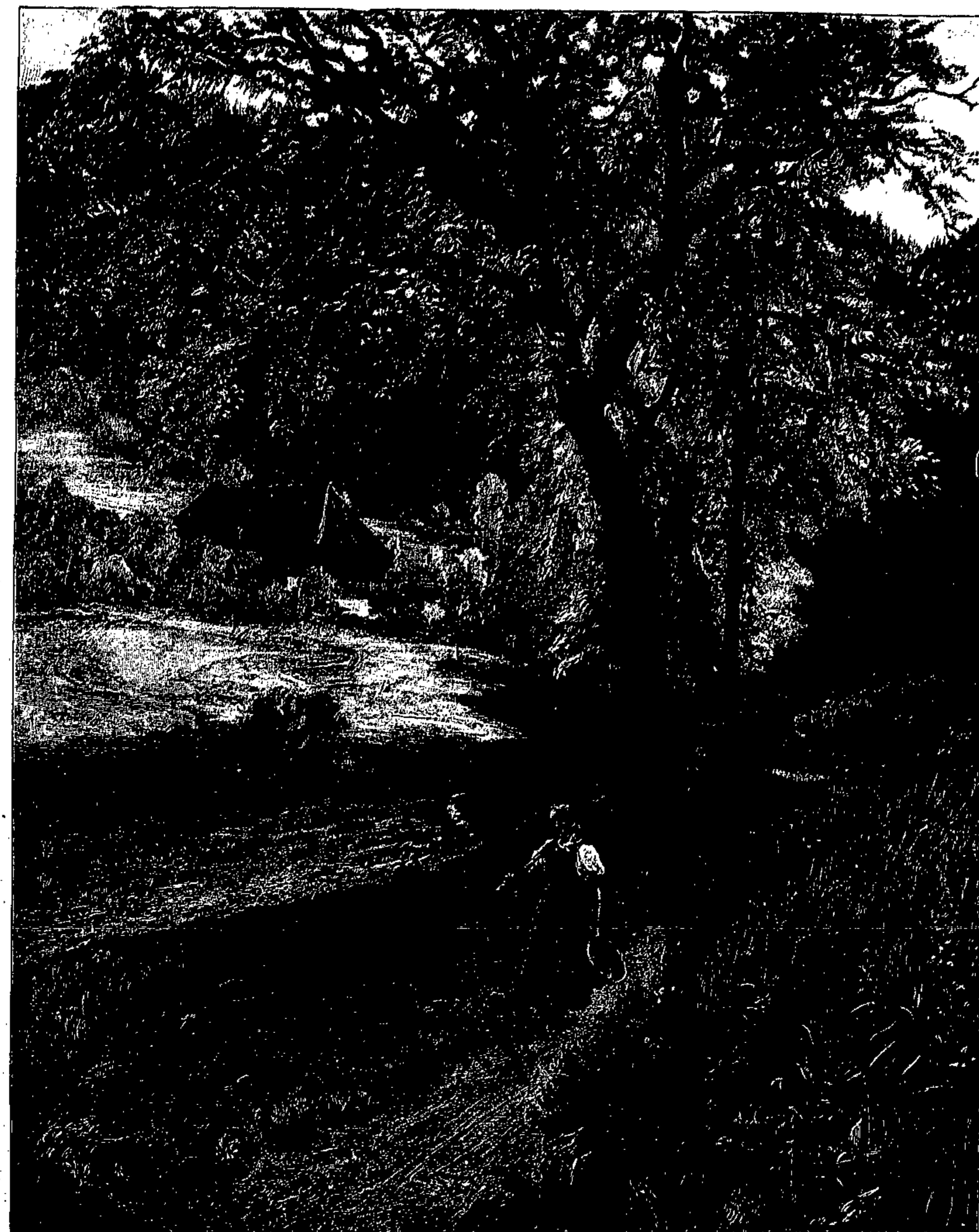
**L. Wolff, Frankfurt a.M., Bockenheim, Adalbertstr. 10a**

die Tiere brachten Steine und Stöcke als Waffen. In Abyssinien gibt es zwei verschiedene Pavianarten, die Geladas und die Hamadryas. Wenn Knopps der einen Art auf die der anderen Art stößt, so kommt es, wie Brehm erzählt, häufig zu einem wilden Kampf zwischen den beiden. Bevor sie aber handgemein werden, rollen die Geladas von den Bergen, von denen sie abstiegen, Steine herunter gegen die Hamadryas, und diese ihrerseits kennen die Gefährlichkeit solcher Waffen und weichen ihnen aus. Dieselben Waffen benutzen die Paviane auch gegen Menschen. So gelang es diesen Tieren, die Expedition des Herzogs von Coburg-Gotha, an der Brehm teilnahm, eine Zeitlang an einem Passe aufzuhalten, indem sie eine große Anzahl von Steinen den Berg hinabwälzten. Es wurde auch mehrfach beobachtet, wie weibliche orangefarbige Utaugs, die ihre Jungen bei sich hatten, Zweige und dornige Früchte von den Bäumen losbrachen, auf denen sie saßen, und diese Geschosse mit solcher Wut gegen menschliche Angreifer richteten, daß diese sich den Bäumen nicht nähern konnten.

Auch Darwin hat wiederholst gesehen, wie ein Schimpanse jeden Gegenstand, der ihm in die Hand kam, ergriff und ihn gegen denjenigen warf, der ihn beleidigte. Es ist ganz offenbar, daß Prinzip des Geschosses, das hente freilich in Torpedos und Besiegungsgeschützen eine satanische Vollkommenheit erlangt hat, jetzt schon in dem Stein und dem Holzstück, dessen sich jene Affen bedienen. Eine Stufe höher noch mag man die Art schätzen, wie sich ein Pavian eine höchst originelle Waffe

selbst bereitete. Darwin registriert diese höchst erstaunliche Geschichte, die ihm ein zuverlässiger Zoologe selbst erzählt hat. Am Kap der guten Hoffnung hatte ein Offizier öfters einen Pavian gesehen. Dieses Tier besaß entschieden ein sehr reges Ehrgefühl. Es vergaß die Bekleidung nicht und nahm bei der nächsten Gelegenheit Nachtheil. Als der Offizier eines Tages wieder vorüberging — es war gerade ein Sonntag und der Offizier eilte zur Parade — rührte der

liegt. Aber hier steht schon der Aufang zu der großen Technik, Werkzeug eigenhändig zu fabrizieren. Der Soldat, der ein modernes Gewehr handhabt, lernt auch nur wenige Handgriffe, um jenes zu gebrauchen. Aber er ist nicht im stande, es selbst zu vervollständigen oder Änderungen daran anzubringen. Fabrikanten, Hersteller, Erfinder von Werkzeugen sind nur sehr wenige. Der erwähnte Pavian benutzte nicht vorhandenen Schlamm als Wurgeschoss, sondern er richtete mit Wasser und Erde erst den Schlamm zurecht. Er war der Fabrikant seiner Waffe. Das Wasser als Wasse, als Geschoss benutzt ganz regelmäßig der in Indien lebende Schützensisch. Bei ihm ist aber die Handlung offenbar viel mehr eine instinktive als bei den Affen. Der Schützensisch nährt sich von Insekten, die über dem Wasser dahinstiegen oder auf Wasserkräutern sitzen. Wie kommt aber ein Fisch, der doch im Wasser lebt, zu den Käfern, die in der Luft leben? Es bleibt ihm kein anderes Mittel übrig als das, das auch der Jäger den Hühnern und anderen Vögeln genauer anwendet: er muß sie herabschießen aus



Im Wiesengrund. Nach dem Gemälde von W. Hasemann.

Pavian auf der Straße mit Wasser einen dicken Schlamm zusammen und bespritzte mit ihm, zum nicht geringen Amusement aller Zuschauer, seinen Feind. Noch lange danach zeigte der Pavian ein triumphierendes Gebaren, so oft er den Offizier vorübergehen sah. Die Technik des Werfens ist hier etwas höher geblieben. Wir können es noch einigermaßen begreifen, wenn ein Tier in der Erregung nach irgend einem Stein oder Holz greift, das gerade in seiner Nähe

der Luft. Der Fisch schleudert einen kleinen Wasserstrahl nach den Insekten, die dadurch in das feuchte Element herabgezogen und eine Beute des Schützens werden. So geschickt ist das Tier im Schießen, daß es seine Beute auf eine Entfernung von mehreren Fuß selten verfehlt.

Ähnlich ist die Technik des Schießens, die die Larve des Ameisenbären anwendet. Der letztere ist ein Tier ähnlich den bekannten Libellen, die an

Bächen, Teichen und Seenfern häufige Gäste sind. Die Larve ist aber viel kleiner und wirkt wenig bestimmt sein, die nötige Motivation von Insekten zu fangen, wenn sie nicht einen besonderen Trick anwendete. Sie bombardiert nämlich die Insekten, die sie erbeutet will, mit Sand. Dazu braucht sie allerdings eine Vorbereitung, die selbst wieder eine ungewöhnliche technische Leistung ist. Sie baut sich nämlich in den Sand eine trichterartige Höhlung, in deren Mitte sie sich bis an den Kopf einschließt. In unseren sandigen Kieferwäldern sieht man an vielen Stellen unzählige, kleine, kreisrunde Versteckungen, die schon durch ihre regelmäßige Trichterform und die lockere, kahle, sandige Beschaffenheit ihrer Wände sich als irgend ein Kunsterzeugnis eines Lebewesens dokumentieren. Das sind die Fanggruben der Ameisenbären. In der Mitte hockt, im Sand vergraben, die Larve. Kommt eine Ameise oder ein anderes Insekt an den Rand der Grube, so rutscht es bei der Abschlagsigkeit der Wände und der Nachgiebigkeit des Sandes in die Grube und gelangt so gemächlich vor das kräftige Mundwerkzeug der Larve, das in der Mitte der Fallgrube aus dem Sande hervorquillt. Geschieht es aber doch, daß das Opfer festen Halt gewinnt und die Wand wieder hinaufzulaufen beginnt, so schlendert ihm die Larve mit ihrem Kopfe eine Menge losen Sandes entgegen, der das auf der Flucht befindliche Kärtner nur zu leicht in die Mitte des Trichters hinabreißt.

Man kann bei diesen Fällen die Faugneze der Spinnen erwähnen, die sich ebenfalls ein Fangwerkzeug zurechtspleinen. Nur besteht in diesen Fällen das Material aus einer Abspannung aus Dränen, aus einem Stoff, den die Tiere aus sich selbst hervorbringen. Aber die Verarbeitung des Stoffes zu einem Fanggerät bringt die Gewebe der Spinnen immerhin der Tätigkeit des Schlegelwesches und des Ameisenbären nahe. Das Bewundernswerteste an den Spinnengeweben ist freilich die Technik des Spinnens, und auf diese werden wir noch später zurückkommen.

Es sind nicht nur Waffen, Geschosse, sondern auch andere Werkzeuge, deren sich die Tiere bedienen. In seiner „Abstammung des Menschen“ führt Darwin einige sehr instructive Beispiele daran. So schlägt der Schimpanse die Frucht eines Bananas, die einer Walnuss ähnlich ist, mit einem Stein auf. Ein Affe, den man lehrte, auf dieselbe Weise ziemlich harte Palmlinsen zu knacken, benutzte später aus freien Stücken Steine, um damit beliebige Nüsse und Äpfel aufzuschlagen. Etwas anderes Affen brachte man bei, den Deckel einer großen Flasche mit einem Stock aufzuhören. Dieser Affe gebrachte später den Stock als Hebel, um schwere Gegenstände von einer Stelle an eine andere zu richten. Ein junger Orang-Utan benutzte, ohne dazu angelernt zu sein, ebenfalls einen Stock als Hebel. Er stemmte seinen in einen Spalt und fasste dann am oberen Ende des Stocks an, offenbar in dem richtigen Gefühl, daß er dadurch die Kraftwirkung bedeutend erhöhte. In Indien brechen die zahmen Elefanten Zweige ab, um die Fliegen abzuwehren. Das klingt so menschlich vernünftig und dabei so kulturell luxuriös, daß wir die Anwendung eines solchen Werkzeuges kaum einem Tiere zutrauen würden. Der Elefant gehört neben Affen, Pferden und Hunden gewiß zu den intelligentesten Tieren; aber sollte man überhaupt meinen, daß ein Tier zu solcher Höhe der Technik gelangen könnte! Oder sollte man nicht vielmehr im allgemeinen den Menschen viel zu hoch über das Tier stellen, das doch offenbar selbst Erfindungsgabe besitzt. Viele Menschen haben auch hier erst gelernt, einen Stock als Hebel zu benutzen, und sie führen den Kunstgriff aus, ohne eine Ahnung von den Hebelgesetzen zu haben. Auf dieser Stufe des naiven, mit physikalischen Gesetzen nicht vertrauten Menschen, der seine Werkzeuge nach älter Weise gebraucht, stehen zum mindesten viele Tiere. Und einige drittsorten vielleicht erstaunliche Augenblicke haben. Ein junger Orang deckte sich, wenn er glaubte, daß er geschlagen werden sollte, mit Stroh oder einer

Decke zu. Er benutzte diese Gegenstände bewußt als Schild.

Der bedeutende französische Forsther W. Milne-Edwards berichtet von einem im Pariser Pflanzengarten lebenden Orang-Utan, daß er auf einer Stuhl gesessen sei, um an das Schloss der im Hintergrund liegenden und diese zu öffnen. Er bediente sich demnach eines menschlichen Gerätes als Stütze, um zu einem höheren Punkte zu gelangen. Er wußte aber offenbar ebenso mit der Mechanik des Stuhls wie mit dem Beschluß. Die Hunde drückten eine angedeutete Uhr ja ebenfalls zurück, aber sie müssen sie doch nicht zu öffnen, wenn sie eingeklaut und verschlossen ist. Der Wärter seines Orang-Utans entfernte den Stuhl, um den Affen an dem Verlassen seiner Behausung zu verhindern. Vielleicht holte sich einen anderen Stuhl und setzte ihn an die Stelle, wo der andere gestanden hatte, um so von neuem die Uhr zu öffnen. Wie interessant man also bemerkte Milne-Edwards hierzu, in dieser Handlung nicht die Fähigkeit erkennen, die Lernen der Erfahrung zu bezeichnen und außerdem auch nicht zu verallgemeinern! Niemals hatte man dieses Tier gelernt, sich eines Stuhles zu bedienen, um Tieren zu öffnen, und es hatte dies auch niemandem tun sehen; durch seine eigene Erfahrung konnte es die Erkenntnis gewonnen haben, daß es durch beratliches Emporsteigen sich bis zu dem Niveau des Schlüssels erheben würde, den es nun zu drehen beabsichtigte. Und nur dadurch, daß er die Handlungen seines Wärters beobachtete, kommt es bemerklich, daß die Stühle von einer Stelle zur anderen transportiert werden konnten. Nur zum Beispiel durch Verallgemeinering der Urteile, zu denen jene Ideen ihn geführt hatten, konnte der Affe daraus geführt werden, auf eine so wohlberechnete Weise zu handeln. Denn unter den unnormalen Verhältnissen, unter denen er lebt, konnten seine natürlichen Instinkte nicht genügen, ihn zu führen.

(Schluß folgt.)

## Der Schmied-Baron.

Von W. Holzamer.

(Schluß.)

**G**es gab auch solche, in denen der Wein seine wunder-tätige Wirkung tat; der geriet in Ekstase, der lachte, jener unarmte und klüge seinen Nachbar, und ein anderer entdeckte sein Medizintalent und schwatzte tolles, übertriebenes Zeug, worauf ein anderer wieder seinen Oppositionsgeist sich regen fühlte und zu verstandene Phrasen und vom Alkohol verwirrte Gedanken in die Versammlung schlenderte. Über schließlich ging auch das in dem allgemeinen Festtrubel unter, dem und jenem wurde ein kürzerer oder längerer Aufenthalt in der Abendküche verordnet, in gütiger Überredung dem einen, gewaltsam dem anderen — aber die Solideren, trotz der Weinwirke in den Schläfen, verhielten sich ruhig, saßen fest und tranken mit der Tapferkeit weiter, die sie als Krieger schon bewiesen hatten.

Zu ihnen gehörten der Schmied-Georg und der Schmied-Anton. Die saßen an verschiedenen Tischen, der Georg mit seiner Frau an der Ehrentafel, der Anton seitlich bei lustigen Kameraden. Dein Lustige finden sich immer zum Lustigen.

Ein paar Vereine waren schon abgezogen — es trat allmählich die Erinnerung ein, die das Ende ankündigte. Da und dort stand ein Stuhl leer, und oben, der Sitz des Verbandsvorsitzenden, war auch schon freigegeben. Einige zwinkerten mit den Augen, andere schreckten sogar schon dann und wann aus einem Nickerchen auf. Es war noch genug Festjubel im Saal, aber es fiel schon Asche darauf. Man rückte zusammen. Man wappnete sich so mit der Intimität gegen das Ende und ersehnte durch sie die allgemeine Laiheit, um das Fest zu halten. Die meisten Frauen brachen nun auf, und auch die Agnes ging.

Am Ehrentisch, der ziemlich lang war, bildeten sich verschiedene Gruppen. Zu einer mittlen drin saß der Georg.

Es ging die Rede hin und her von dem und dem, und mancher suchte für sein Herzengebrest hier um Mitleider. Manches wurde auch gesagt, was sonst verschwiegen wurde. Und mancher freie Scherz und manche Anzüglichkeit lief mit unter.

Der Georg beteiligte sich wenig, und nur wenn's nicht anders ging, woch er der Antwort nicht ans.

Der Anton stand von seinem Tische auf und wünschte Guten Abend. Den Georg fragte er: „Kommst Du bald nach, Meister?“

Der Georg sagte, daß er wohl nicht mehr lange bleiben werde. Dann schüttelte der Anton jedem die Hand. Die Unterhaltung, kurz unterbrochen, wurde wieder angeknüpft und ging in der alten Weise weiter. Und die Rede kam auf die Frauen — und ein anzigliches Wort einmal wieder dazwischen.

Nicht lange, da war etwas in allen Meden, das versetzt wohinzielte. Der Georg saß mitten.

Es wagte sich noch nicht heraus, was heraus wollte. Es ging wie die Flage um den heißen Brei, langsam, vorsichtig. Es war wie Feuer, das sich durch Zunder friszt; der leidende Hand facht es ein wenig an, langsam weiter, immer ein Stückchen mehr und näher. Schließlich sagte einer:

„Der Anton ist nun schon eine ganze Weile fortgegangen. Früh für den; er gehört sonst doch zu denen, die bis zum Letzten anhalten.“

Darauf erwiderte ein anderer:

„Die Agnes ist schon länger heimgegangen.“

Es war so unvermittelt für den Georg, denn er hatte gar nicht gemerkt, was sich vorbereitete. Er war wie von einem plötzlichen Sieb getroffen. Erst sah er sich ganz verwirrt um, dann schlug er mit der Faust auf den Tisch, daß es krachte und die Gläser tanzten.

Die anderen Gruppen staunten her.

Aber viele Hände legten sich dem Georg auf die Arme. „Recht facht, gemacht, Georg. Giama mußt Du's doch wissen — und ob's Dich auch nicht so arg ärgert, aber wissen mußt Du's.“

Und dann sagten sie's ihm von allen Seiten, was das ganze Dorf schon lange wußte. Von allen Seiten redeten sie auf ihn ein. Der eine gütig, belehrend, der andere spöttisch, der andere hitzig, ausgebaut — jeder nach der Art seiner Aussicht seines Fühlens und Temperaments.

Der Georg hörte in seiner Aufgeregtheit auf dem Gewirr nur den zehnten Teil, aber der genügte. Wie er erst aufgefahrun war und alle am liebsten kurz und klein geschlagen hätte, so sank er jetzt wiederdrückt immer mehr zusammen. Er war kein Sklaven Gedankens mehr fähig, er konnte keine Willenskraft mehr in sich anbringen. Nachdem sie ihm die Spannung der Hölle und des Horns eingedrückt hatten, war er wie Lahm geworden. Er guckte düster in die Welt, er lachte wie ein völlig Betrunkenes. Und er war doch bis vorhin nicht angeregter gewesen als die anderen alle. Doch hatte der Wein wohl schon seine Glieder soweit in die Gewalt genommen, daß an einen rasenden Hornsausbruch nichts mehr zu denken gewesen wäre. Es hatte nur am Anfang stehen und hinausgehen gezeigt, um die ganze Weite des genossenen Weines hervortreten zu lassen. Und im ständigen Sitzen kam sie nicht zum Ausbruch.

Aber, da man ein Unglück doch fürchtete, beschloß man noch weiter und nötigte den Georg weiter zu trinken.

Völlig betrunken führte man ihn nach Mitternacht heim.

Das konnte er den Kameraden noch deutlich machen, als sie seinem Hause nahe kamen: „in die Schmiede lassen!“

Die Frau wurde verständigt und vorsichtig zurückgehalten, daß er ihre Stimme nicht hörte. Man machte ihm ein Lager zurecht. Seinen Stock mit der Kriegsdenkmälerze und dem Verdienstkreuz — es war sein schwarzer Hochzeitsrock — hängte man an die Wand.

Der Georg schlief rasch ein. Nur Wasser hatte er noch verlangt.

Der Frau schärzte man ein, ihn nicht weiter anzugehen — sie seien eben lustig gewesen und der Georg könne halt nicht viel vertragen. Indem habe einer etwas gesagt, da sei er in Wut geraten — und nachher sei er so betrunknen geworden. Drum sei's auch besser, er bleibe in der Schmiede. Es könnte sonst ein Unglück geben. Was geredet werden müßte, das sollte in nächsterem Zustande geredet werden. Es sei sonst für beide Tiere nicht gut. Sie solle sich unbedingt zurückhalten.

Die Agnes verstand. Sie wußte, was geschehen war. Sie hatte noch den Georg laufen hören: „in der Schmiede lassen“. Die Leute hatten recht, sie mußte sich zurückhalten. Nur mit großer Ruhe und Beherrschung war alles wieder ins Geleise zu bringen. So folgte sie ohne Zögern dem etabliertlich gegebenen Rat.

Der Georg schlief fest — sie konnte sich noch mit dem Anton besprechen. Sie ging hinauf in seine Stube. — Auf dem Ehrenzeichen vom Schmied-Georg glänzte der Kloundschein, der matt durch's stäubige Schmiedefenster fiel.

\* \* \*

Er erwachte wie aus dumpfem Traume. Und der Traum wollte im Erwachen ihn nicht loslassen. Nur fester schien er sich in seiner Seele festzunlassen. Aber schließlich mußte er doch Stückchen um Stückchen freigeben. Und Stückchen um Stückchen wurde klar in seiner Seele und bewußt. Mählich sand er sich zu dem, was geschehen war, und ohne Überrumpfung kam ihm das Begreifen, was aus seinem Leben geworden.

Es war noch früh am Tage. Er stand auf und tat sein Schürzfell um. Den Hochzeitsrock mit den Ehrenzeichen warf er in die Alteisenkammer, die hinter der Schmiede war.

Der Lehrling trat ein und legte Feuer auf der Esse an. Der Schmied-Georg stand mitten in der Schmiede und schürzte sich die Händärmel hoch. Es war kein starkes, drängendes Fühljen in ihm wach, nur ein tausendfältiges Denken. Ein Denken über etwas, das er tun mußte. Es würde nicht recht klar, und wenn ihm einer seiner Gedanken klar würde, schien er ihm nicht der nächste zu sein. Aber mäßig bildete es sich heraus: es mußte was Furchtbare sein, was er tun mußte. Es mußte grausam sein, es mußte ganz gemein sein.

Der Lehrling stand an der Esse und zog den Valg. Er blickte ängstlich und fragend zum Meister hin, der noch allein stand und nachzusehen schien. Er hatte ihn nie so gesehen. Er sah verfallen und mitgenommen aus.

„Er muß einen gehörigen Kater haben,“ dachte der Lehrling.

Und er blickte einmal ums anderemal nach der Tür in der Hinterwand, ob nicht der Anton einztrat. Aber der hatte sich wohl noch einen ärgeren Knast beim Feste gestern geholt, der kam überhaupt nicht.

Dem Georg schaute sich mäßig eine Vorstellung aus seinen jagenden Vorstellungen heraus und bestand. Das war der Anton. Er bestand und blieb lebhaftig vor ihm stehen — schwarz wie ein Tensel, und gemein zum Auspuksen.

Und ohne daß er da war, stand er ihm gegenüber. Er maß ihn von oben bis unten. Der Speichel sammelte sich ihm im Mund. Aber er spuckte nicht. Nein, er spuckte nicht mal.

Es kam ihm das Bild vor Augen, daß er seinen Schmiedehammer, seinen aller schwersten Schmiedehammer nähme und ihn hochschwinge und auf ihn niederschlage, daß er wie ein Klumpen vor ihm liege, zu Brei geschlagen. Und er gäbe ihm einen Tritt — noch einen Tritt, und wendete sich ab vor

lauter Ekel. Aber nein — sein Schmiedehammer, mit dem er die ehrliche Arbeit geschafft hatte all' die Jahre, er war ihm zu gut dazu. Nein, den beschmiedete er nicht an so einem Kerl, der ihn so betrogen hatte. Nein, nichts war schmutzig, gemein genug für den. Für den war der Strafenslot, für den war altes Eisen, das der Most schon halb gefressen und das durch die Kotfurchen gefahren ist, tief, tief hinein. Und das ihm in den Leib — das hinein, daß er sich fräumen und winden müßte. Und dann weg von ihm. Ihn liegen lassen, nicht ansehen — wegtreten und nicht mal ausspuken.

Der Hahn war wach geworden und hatte seine Phantasie lebendig gemacht und erhöhte sie. Und holt das grausame, schreckliche Bild fest.

Der Schmied-Georg ging hinten in die Alteisenkammer. „Nich den Valg!“ rief er dem Jungen zu.

Er suchte einen Wagenreif heraus — einen alten, verrosteten, schwülgigen, an dem noch der Strafenslot hing. Den ältesten und schwülgigsten nahm er.

Er trat heraus und legte ihm ins Feuer.

Dann hieb er ihn durch. Dann hieb er das härtestste Stück ab, schwertlang. Und dann schmiedete er. Immer in der Vorstellung, wie er's dem Anton in den Leib rinnen würde. Er schmiedete einen Griff und eine Spitze. Er glittete und härtete. Immer wieder und immer wieder. Stetsweise war das Eisen schon ganz verbrannt. Es war gut so — um so grausamer, um so gefährlicher war's. Unsonder schmerzte es. Es mußte ja sein wie eine Säge, wie eine alte, scharfe Säge. Es konnte ja nicht schlecht genug sein für den Anton. Es konnte ja nicht genug weh tun.

Er hieb, daß der Amboss zitterte. Kein Tast, kein guter Schmiedeschlag — nur Liebe, kräftige, harte Glebe in voller Wucht.

Und immer die grausame Vorstellung, ganz lebendig. Lebendig die Tat, ehe sie Tat war; vollzogen, ehe sie angefangen.

Dann und wann ein Stoß in der Schmiedestir — einer der Freunde, der rasch einen Blick hereinwarf und dann davonlief. Es ahnte ja keinem etwas Gutes.

Aber der Schmied-Georg arbeitete wie ein Feind — und der Anton war nicht in der Schmiede. Er hatte ihn wohl hinausgeworfen, wie's auch das Geschelte war.

Bon Hause ließ sich niemand sehen oder nur hören.

Der Georg arbeitete ohne Unterbrechung. Er verbarb an seinem Mordinstrument, was er eben gemacht hatte, um es wieder frisch zu machen. Er zog seinen Blasbalg selbst, er legte Kohlen an. Den Lehrling schickte er weg.

Und alles, was er tat, in der ständigen Vorstellung der blutigen Tat, die er vor hatte. Lebendig vor seinen Augen dieser Mord, den er selbst beging.

Es war Nachmittag geworden.

Der Georg stand einmal ruhend vor seinem Amboss und betrachtete das unsöhnliche Ding, das er da geschmiedet hatte. Zum ersten Male betrachtete er es. Etwas wie Verlegenheit stieg in ihm auf und färbte ihm die Wangen rot. Über da schüttelte er das gewaltsam ab und hieb von neuem darauf.

Nach ein paar Minuten — sie waren mit besonderer Markierung geschehen — spürte er, daß jemand hinter ihm stehen müsse. Er spürte, wer es sei.

Es lief ihm fast über den Rücken. Und dann sieg wieder dies Verlegenheitsgefühl in ihm auf, und es wurde fast ein Schämen daraus. Er fühlte, wie er über und über rot ward.

Er konnte nicht mehr den Hammer heben — und er wollte es doch, und wollte gerade jetzt nur noch fester zuhauen.

Er sah das unsöhnlich geschmiedete Eisen vor sich liegen. Er fühlte zwei Augen d'rauf gerichtet.

Es kam ihm so dummi und kindisch vor, was er da gemacht hat.

Er stand wie ein Entappter vor seinem Amboss. Wie ein Knabe, der eine Dummheit begangen und dabei überrascht worden ist.

Aber: „'s ist der Anton!“ schrie's in ihm. „Der Anton!“ Aber der Schrei erstickte in seiner Wut, ehe er herauskommen konnte. Es lief mir ein kaltes über seine Zähne.

Der Hammer entfiel ihm.

Er griff sich selbst einen Stuck gebenb, nach dem Eisen.

Er sah den Anton an.

Da war's wie ein Sicheren in ihm, das ihm galt. Da kam er sich lächerlich vor sich selbst vor.

Er warf dem Anton das Eisen vor die Füße und sprang aus. Das war das Letzte, was seine Wut tun konnte. Das war ihre letzte Kraft. Alle andere hatte sie sich weggeschlehet.

Es wurde kein Wort gesprochen. Der Anton stand ganz gleichgültig neben der Esse.

Er war Herr des Augenblicks. Der Georg war dem Augenblick erlegen.

Noch einmal sprang er aus, dann schlich er davon. Und er ging ins Wirtshaus.

\* \* \*

Er hatte nicht die Kraft gehabt, seine Wut auszuüben, seine Schande zu rüchen. Er hatte sich einen Tag lang ausgehämmt statt dessen. Und in der Meinung der Ausübung, in der Vorstellung seiner Tat, war ihm die Tat selbst unmöglich geworden. Als das Letzte zu tun gewesen wäre, war sein Letztes schon gebrochen gewesen. Es kam ihm alles lächerlich vor. Er selbst war sich lächerlich.

Er war hingegangen und hatte vertrunken, was von außen auf ihn eingestürmt war und was von innen ständig auf ihn einstürmte. Er hatte keine Willenskraft mehr. Er erlag von da an dem Alkohol vollständig. Nur das eine hatte er noch gekonnt: er hat, ohne ein Wort zu reden, eine Umquartierung im Hanse vorgenommen. Er hat die Stube vom Anton für sich eingerichtet und seine Sachen hineingeschafft. Auch seinen Hochzeitsrock mit den Ehrenzeichen an einen Wandnagel gehängt.

Das Arbeiten hat er aufgegeben. —

Es war ein Spottname erst: der Schmied-Baron, weil er nichts arbeitete und den Nichtsinne — den Baron — spielte, den ganzen Tag im Wirtshaus saß und die Dinge dahin gehen ließ. Einige hörten den Namen mit Bedauern. Aber bald gebrauchten sie ihn auch.

Schließlich ist der Name ein richtiger Schimpfnname geworden.

Man hat den Alulaz nicht ganz vergessen, aber man bewertet ihn anders. Dem Anton ist das zu gute gekommen. Wenn er nicht wäre, wäre Vermögen, Geschäft und alles schon längst die Bach d'runter. Über er hat's zusammen gehalten. Er hat fleißig gearbeitet, all' die Jahre her, und tut's noch. Und er ist der beste Schmied weit und breit.

Er und die Agnes lassen den Georg gewähren. Sie legen ihm sein Wirtshausgeld jeden Tag auf seinen Tisch, jeden Abend findet er's da. Betrunken, wie er dann immer ist, steht er's ein.

Manchmal geht er durch die Schmiede, kommandiert dies und das, macht auch Angestalt, etwas zu arbeiten; aber es kommt nie dazu.

Er heißt der Schmied-Baron — Spott und Schimpf und Verachtung liegen in dem Wort. Dem Georg ist es einerlei. Wenn sie ihn so rufen, gibt er Gehör. Was liegt ihm d'rav.

Der Bürgermeister wäre froh, wenn er sich den legten hinter den Stragen gegossen hätte. Aber er hält's wohl noch lange aus.

Was sonst im Hanse vorgeht — es geht nach außen alles seinen ruhigen, geregelten Gang — was soll man da Skandal machen!

„... Und bei einem Kerl, wie der Schmied-Baron, kommt's ja auch gar nicht anders kommen...“

Es ist kein Funke Achtung oder Bedauern mehr für ihn vorhanden. Und in dem, was geschehen, gilt er nicht als der Leidende. Die Geschehnisse haben ihm Nutzen gegeben.

So ist er vor sich selbst und der Welt unterlegen. —

# Feuilleton.

## In wunderreicher Güte . . .

Du hast in wunderreicher Güte  
Das Glück gebracht.  
Aus tiefen Kelchen glühte  
Die leise Nacht.

In seliger Sonne lacht das Leben,  
Der graue Nebel sank.  
Lieder jauchzen und schwelen  
Wie Harfenklang.

Rote Rosen brennen und leuchten,  
Glühen trunken schwer.  
Und süsser noch leuchten deine feuchten  
Augen zu mir her.

Alle Blüten quellen Düfte.  
Der Sommer singt.  
Märchen gleiten durch die Lüfte . . .  
Das klingt und klingt . . .

Fritz Düwell.

**Zu unseren Bildern.** Zwei Landschaften, und recht verschieden voneinander. Das Motiv aus Tirol: Steilaufstrebende, fahle Berge, jagende Wolken, aus denen ab und zu die Sonne blickt. Auf dem Absturz des einen Berges die Ansiedlung, alte, sonderbare Bauwerke, wie in Stein' und Glied gestellt. Auf einem Mauerwerk ein einfaches Balkengefüge, darüber das Schindeldach mit der Holzrinne, vorne und an der einen Seite der Umgang. Ernst blickt uns das Bild an. Von schweren Mühen und harter Arbeit erzählt es, von vielen Leiden und wenig Freude. Wäre das bisschen Sonne nicht und die in den Fels greifenden Räume am Abhange, es könnte uns traurig stimmen.

Wie ein Idyll dagegen wirkt das Motiv aus dem Schwarzwalde. Ein Wiesengrund in den Vorbergen. Von heiterem Himmel leuchtet die Sonne, ihre Strahlen spielen über die überhängende Strohhaube des alten Hauses, legen sich breit über den Grund, daß alles im Lichte zu zerfließen scheint. Grüne Berge, von unten bis oben mit Fichten bestanden, schließen den Sonnenbinkel. Im Vordergrunde eine junge Frau, die mit Bissel und Hacke nach Kartoffeln geht. —

**Ultramikroskopische Untersuchung des Blutes.** Die bisherigen Mikroskope sind an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angelangt. Nach dem Prinzip, nach dem sie konstruiert sind, läßt sich eine nennenswerte Vergrößerung nicht mehr erzielen. Nun sind aber in jüngster Zeit sogenannte Ultramikroskope gebaut worden, die auf dem neuen Prinzip beruhen, kleine unsichtbare Körperchen dadurch sichtbar zu machen, daß sie in dunklem Gelde zum Selbstleuchten gebracht werden. Die ersten praktischen Erfolge mit einem solchen Mikroskop hat neuerdings Professor Maehlmann in Weimar errungen, indem er mit diesem die feineren anatomischen Verhältnisse des Blutes untersuchte. Die Ergebnisse dieser Untersuchungen hat er jüngst in der „Deutschen med. Wochenschrift“ mitgeteilt. Das Blut besteht aus einer Flüssigkeit, in der die sogenannten roten und weißen Blutkörperchen, die je aus einer Zelle bestehen, enthalten sind. Bei starker ultramikroskopischer Vergrößerung wird nun auch der Zellinhalt der Blutkörperchen erkennbar, sowohl das Protoplasma als auch die Einschlüsse, welche die Zelle aufgenommen hat. Der Zellinhalt der weißen Blutkörperchen erscheint als eine bunte Kaleidoskopisch durcheinander wogende Masse. Jedes Körnchen wird sichtbar und erscheint in Beugungsringen, die bei der dichten Zusammenlegung der Körnchen ineinander greifen. Nun bewegen sich aber außerdem die kleinsten Teilchen, und dadurch wird jenes bunte Bild sich bewegender und sich gegeneinander verschiebender Teilchen erzeugt. Maehlmann nahm auch ganz kleine Leukozyten — so heißen die weißen Blutkörperchen — wahr, die wahrscheinlich aus den größeren durch Abschnürung oder durch Verfall hervorgegangen sind. Die lebhafte Bewegung und die Formveränderlichkeit, welche den weißen Blutkörperchen zukommt, war auch bei den Leukozyten zu sehen. Mit der Zeit aber hörten sie auf, sich zu bewegen und nahmen eine runde Form an. In frischem Blute dagegen verschob sich ihr Inhalt lebhaft gegeneinander, die bunte Masse von Körperchen wirbelte so schnell durcheinander, daß bisweilen das ganze Blutkörperchen in Strahlen leuchtete.

Besonders gut unterscheidbar sind die sich bewegenden Teilchen in den roten Blutkörperchen, da sie sich hier deutlicher von einer gleichartigen Grundmasse abheben. Da bei dem Frosch die Blutkörperchen

verhältnismäßig groß sind, so eignet sich das Blut von diesem Tiere besonders zu solchen feineren zellulären Untersuchungen. Bei ultramikroskopischer Prüfung sieht man in den meisten roten Blutkörperchen des Frosches, wenn man sie von der Fläche beobachtet, viele kleine helle, vollständig runde Körperchen. Diese sind in lebhafter Bewegung begriffen, sie laufen an dem glänzenden Mande des Blutkörperchens hin und her, richten sich bisweilen aber auch nach der Mitte und kommen dann wieder von da zurück. Nach längerer Zeit der Beobachtung zerfällt das rote Blutkörperchen. Es zerlegt sich in verschiedene Stücke, die sich in der Blutflüssigkeit verteilen und hier eine runde Gestalt annehmen. Offenbar ist der Zerfall des Blutkörperchens eine normale Erscheinung, denn die Teichchen finden sich immer in der Blutflüssigkeit. Neben ihnen kommen in dieser aber noch zellenartige Körperchen anderer Art vor, die der Forscher als Lymphkörperchen anspricht. Beim Menschen sind sie etwa halb so groß wie die vollen Blutkörperchen, oder noch kleiner, ihre Peripherie erscheint in kreisrunden blau-grauen Konturen, die gewöhnlich als zwei bis drei konzentrische Linie wahrgenommen sind. Diese Körperchen treten in zwei verschiedenen Formen auf, die aber ineinander übergehen. Manche haben einen bunten, deutlich erkennbaren Inhalt, ähnlich den Leukozyten, die anderen dagegen besitzen eine ganzlich gleichartige Grundsubstanz, in der grau-gelbe Kugeln sich hin- und herbewegen. Wird Menschenblut, das frisch aus der Fingerspitze durch einen Nadelstich entnommen ist, mit Kochsalzlösung verdünnt, so erscheinen neben den erwähnten verschiedenartigen Zellelementen eine große Anzahl von kleinen gelben Kugeln und grauen Punkten, die lebhaft hin und her hüpfen. Dergleichen Kugelchen finden sich auch in den verschiedenen Sekreten, z. B. im Speichel, und sie ähneln außerdem den Zerfallprodukten der inneren Teichchen der Blutkörperchen. Maehlmann schreibt ihnen deshalb eine Rolle beim Stoffwechsel und bei der Ernährung der Gewebe zu. Zedenfalls kommt durch die ultramikroskopische Untersuchung eine große Anzahl bisher unbekannter Zellelemente des Blutes zur Sichtbarkeit. Eine weitere Aufgabe wird es nun sein, diese Elemente zu sondern, ihre Bedeutung zu erkennen und damit einen Einblick in die inneren Vorgänge und die Tätigkeit des Blutes zu gewinnen.

Wagerecht vorgestreckten Nüssel. Besonders bemerklich macht sich der Wadenstecher an heißen, gewitterschwülen Tagen; er mischt sich unter die Stubenfliegen und ist namentlich in solchen Wohnungen anzutreffen, die nahe an Ställen liegen.

Diesen beiden Fliegenarten sehr ähnlich, aber bedeutend größer ist die Schneizfliege. Ihr Hinterleib ist weißlich-silbern blau und besitzt schwarze Querbinden. Dieses Insekt macht sich in jedem Zimmer sofort durch den starken brummenden Ton bemerklich, den es beim Fliegen erzeugt. Und es fliegt meist sehr aufgereggt umher, gleich einer Wespe, die sich aus Verschén ins Zimmer verirrt hat. Die Schneizfliege sucht besonders Küchen und Speisekammern auf, und hier legt sie ihre Eier an Fleisch und Käse, und aus diesen Eiern gehen schon nach 24 Stunden elshafte Maden hervor. Die Eier — das Geschmeiß — sind sehr leicht zu erkennen und darum auch leicht zu entfernen. Aber da die Larven so schnell anstecken, so wird doch leicht die rechtzeitige Entfernung der Eier versäumt.

Sehr lästig ist die gemeine Stechfliege. Sie ist eine sehr schlank und schwächlich gebaute, auf langen dünnen Beinen stehende Fliege, die einen langen, recht empfindlich stechenden Saugrüssel besitzt. Läßt man die Mücke unbeküllt auf der Hand Blut saugen, so kann man sehen, wie das graue dünne Insekt allmählich rot und voll wird. Die wenigsten Menschen werden allerdings so viel Geduld haben, das Experiment zu machen, sie werden den Blutsauger tödlichen und das gelingt meist sehr leicht, da die Stechfliege nicht so scharf und flüchtig ist wie die Stubenfliege. Die Stechfliege macht ihre Jugendentwicklung im stehenden Wasser durch. Darum ist sie besonders in solchen Wohnungen häufig, welche am Wasser liegen. Gegen Abend kommt sie gern in die Zimmer und peinigt dann die Menschen in Schlaf. Denn im Gegensatz zu den erwähnten Fliegen ist sie ein nächtliches Wesen. Durch einen leisen, aber deutlich wahrnehmbaren pfetenden Ton kündigt sie ihre Anwesenheit an, während sie in der Dunkelheit natürlich nicht zu sehen ist.

Noch ein anderes, höchst unangenehmes Insekt aus der Ordnung der Fliegen kommt in unseren Wohnungen vor: der gemeine Floh. Er hat keine Flügel, aber er wird doch seiner sonstigen Leibesbeschaffenheit wegen zu den Fliegen gerechnet. Neben seine Richtstörfähigkeit ist alle Welt einig. —

**Kleine Eisemaschine für häusliche Zwecke.** In größeren Familienhaushaltungen ist der Bedarf an Eis häufig so bedeutend, daß es sich namentlich in Gegenden, in denen man nicht die Möglichkeit regelmäßigen und bequemen Eisbezuges hat, empfehlen kann, die nötigen Eismengen durch eine besondere Maschine selbst herzustellen. Eine Eisemaschine für den Hausgebrauch muß natürlich sehr einfach in der Konstruktion und Bedienung sein; sie darf auch zum Betrieb nur verhältnismäßig geringe Kraft erfordern. Nach diesen Grundsätzen ist eine Eisemaschine für Handbetrieb erbaut worden, mit der man in fünf Minuten festes Eis in Blockform — also nicht um ein schneeardiges Produkt — herzustellen vermöge während man Milch, Wein, Wasser, Speisen usw. bereits in zwei bis drei Minuten stark abkühlen kann. Gefrorenes läßt sich z. B. ohne Verwendung von Eis und Salz direkt mit dieser Maschine für Handbetrieb herstellen. Die Betätigung dieser Eisemaschine geschieht durch Drehen an der Kurbel des vorgegebenen Schwunggrades. Der Kraftverbrauch ist ein äußerst geringer. Die Maschine, deren Betrieb durchaus gefahrlos ist, wird mit konzentrierter Schwefelsäure gefüllt; eine Füllung genügt für 75 Gefrier- oder Kühlzylinder; eine Füllung genügt für 75 Gefrier- oder Kühlzylinder, was keinerlei Schwierigkeiten bietet, zumal man die erforderliche Schwefelsäure im Drogengeschäft erhält; die für die Eisemaschine unbrauchbare Schwefelsäure ist aber für Scheuerzwecke noch sehr gut verwendbar, so daß also die Betriebskosten fast gar nicht in Frage kommen. Die Eisemaschine für Handbetrieb wird komplett mit Schraff zum Gefrieren oder Kühlzylinder von Wasser und Getränken, sowie mit Behälter zur Erzeugung von Blockeis zum Kühlzylinder von Butter usw. hergestellt. Bei Verwendung von destilliertem Wasser kann man mit dieser kleinen Eisemaschine auch bakterienfreies Eis für Schluß- und Verbandzwecke herstellen. Die Neuheit hat mithin auch für Apotheken, Aerzte, Hospitalspitäler, Lazarette usw. großen Wert. Dabei ist die Bauart des verhältnismäßig kleinen Apparates dauerhaft und elegant; auch die Reinhal tung des ganzen Vorrichtung läßt sich recht leicht durchführen. —

Nachdruck des Inhalts verboten!

Zierzu eine Anzeigen-Beilage.